



0031-197

Ländlicher Hausfleiß in der Kaschubei

Auf Anregung des Deutschen Vereins für
ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege

herausgegeben von

Seefried Gulgowski

Mit 25 Abbildungen

2. neu bearbeitete Auflage



Berlin SW. 11
Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H.
1914

|| 378826



Nachdruck verboten

K 64/23a/97

50

Vorwort zur zweiten Auflage.

Bücher, die ein Spezialgebiet behandeln, pflegen nicht eine allzu große Verbreitung zu finden. Deshalb bin ich selbst überrascht, daß die erste Auflage dieser Schrift in einer verhältnismäßig kurzen Zeit vergriffen ist. Ich stelle dies mit besonderer Freude und Genugtuung fest, und führe es darauf zurück, daß die Bestrebungen, der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung in den arbeitslosen Wintermonaten Verdienst zu verschaffen, geradezu aktuell geworden sind. In dem Sinne sind auch die Ausführungen des Buches gemeint. Die Frage der Wiederbelebung der Volkskunst und des Hausfleißes kommen als Folgeerscheinung in Betracht. Die vorliegende Auflage ist eine gänzliche Umarbeitung, wenn nicht Neufassung. Der Umfang der Schrift ist nicht erheblich stärker, doch der Stoff ist wesentlich erweitert. Der Inhalt ist schärfer und knapper gegliedert, die Behandlung der Techniken, die für eine Winterfüllarbeit in Betracht kommen, vermehrt. Ueberhaupt ist der Stoff so gefaßt, daß er einem größeren Interessentenkreis dienen kann. Wenn bei der Einführung des ländlichen Hausfleißes die bodenständigen Verhältnisse in erster Linie berücksichtigt werden sollen, so ist es von Nutzen, wenn man sich über Einrichtungen informiert, die bereits praktisch durchgeführt sind und sich bewährt haben. — So möge die Schrift zahlreiche neue Freunde finden.

Sanddorf, im Mai 1914.

Post: Altbulowik W.-Pr.

Seefried Gulgowski.

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite		Seite
1. Draußen im Grünen	8	14. Die Gründerin der Haus-	
2. Geschirrschrank	9	industrie	22
3. Bemalte Truhe	10	15. Neuer Webstuhl	23
4. Sanddorf am Weitsee	12	16. Knaben mit Wurzeln	25
5. Dorfmuseum im Sanddorf	14	17. Neue Wurzelschtereien	26
6. Am Spinnrad	15	18. Neue Töpfereien	27
7. Sanddorfer Mädchen		19. Fischer mit Einbaum	29
in Stickerikleidern	16	20. Gehöft im Raubreif	30
8. Tischdecke	17	21. Riesenwachholder am Weitsee	32
9. $\frac{1}{4}$ einer Decke	18	22. Kiefern am Flusse	33
10. Büfettdecke	19	23. Das Kreuz in der Heide	35
11. Läufer	19	24. Heidestimmung	38
12. Kinderkleid	20	25. Gestickte Kissenplatte	39
13. Kissenplatte	21		

Inhalt.

	Seite
1. Hausleißboden in der Kaschubei	7
2. Die Wiederbelebung der Hausleißtechniken	11
3. Meine volkskundlichen Sammlungen	13
4. Die Bauernstickerei	15
5. Die Weberei	21
6. Die Wurzelflechterei	24
7. Die Töpferei	27
8. Zitet-Arbeit	28
9. Geschäftliche Organisation	30
10. Hausleiß und Landwirtschaft	37



1. Hausfleißboden in der Kaschubei.

„Die Kaschubei ist jene eigentümliche, weltverlorene Landschaft in Westpreußen, deren Namen man wohl im Innern Deutschlands gelegentlich einmal nennen hört, von deren charakteristischer Eigentümlichkeit aber kaum jemand diesseits der Oder etwas Genaueres weiß. Höchstens daß einer einmal den neckischen Reveillereim vernommen hat:

Wo kommen denn all' die Kaschuben her,
Es sind ja so viele wie Sand am Meer?
Aus Bruß, aus Bruß, aus Bruß!

Damit charakterisiert Professor Heinrich Sohnrey-Berlin im Geleitwort zu meinem Buche „Von einem unbekanntem Volke in Deutschland“ Land und Leute der Kaschubei¹. Das Werk gibt über volkswirtschaftliche, volkswirtschaftliche und politische Fragen des Volksstammes genaue Auskunft.

Die Kaschubei hat fast ausschließlich eine Landwirtschaft treibende Bevölkerung. Der Acker vermag trotz der verhältnismäßig geringen Bevölkerungsziffer die Leute nicht zu ernähren. Die Landwirtschaft ist nicht einmal in der Lage, in der Hauptarbeitszeit, der Ernte, sämtliche Arbeitskräfte hinreichend zu beschäftigen. Daraus hat sich die sog. Sachengängerei herausgebildet. Zum Winter kehren aber die Arbeiter in ihre heimatlichen Dörfer zurück. Hier sind sie meist zur absoluten Untätigkeit verurteilt, wenn ihnen nicht gerade die Fischerei oder die Waldarbeit eine vorübergehende Beschäftigung gibt. — Solche Gegenden, dünn bevölkert, fern von der großen Verkehrsstraße und von Orten, wo es Arbeit und Verdienst gibt, möchte ich als den ausgesprochenen „Hausfleißboden“ bezeichnen. Hier müßte durch Einführung ländlicher Winterfüßarbeit die Verdienstmöglichkeit ausgeglichen werden. Das wäre vom volkswirtschaftlichen und sozialen Standpunkte erwünscht.

Der bäuerliche Hausfleiß war in der Kaschubei vor Jahrzehnten sehr verbreitet. Einige Techniken sind aber fast gänzlich ausgestorben, andere fristen nur noch ein kümmerliches Dasein. Die billige Maschinenware hat auf dem Lande nur zu leicht Eingang gefunden und den Hausfleiß verdrängt. Der Bauer wurde einfach zu bequem, die für

¹ Ernst Seefried-Gulgowski, Von einem unbekanntem Volke in Deutschland. Land und Leute der Kaschubei. Mit einer Einleitung von Professor Heinrich Sohnrey-Berlin. 228 Seiten Text mit 88 Abb., 2 Taf. mit 28 Zeichnungen, 13 Grundrissen und 12 Singstimmen. Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. Berlin SW. 11.

den täglichen Gebrauch nötigen Gegenstände, die er wohlfeiler in jedem Kaufladen erhielt, selbst zu arbeiten. Dadurch hat er aber an seinem ureigenen Wesen eine bedauerliche Einbuße erlitten.

In der Kaschubei hat man sich um die Förderung des Hausfleißes gar nicht gekümmert, wie denn überhaupt das Gebiet der Volkskunst bis in die jüngste Zeit in Cassubia eine terra incognita geblieben ist. Die hier früher geübten Techniken der Stickerei, Flechterei, Weberei, Töpferei, Schnitzerei sind fast gänzlich erloschen. —



Abb. 1. Draußen im Grünen.

Bei der Wiederbelebung kommen zwei Gesichtspunkte in Betracht. Wo eine Technik noch bekannt ist, wie es bei der Weberei, Töpferei und Wurzelflechterei hier und dort vereinzelt zutrifft, da ist streng darauf zu achten, daß die Erzeugnisse in Gestalt, Ausführung usw. das bleiben, was sie früher gewesen sind. 3. B. die Formen der Tonwaren, die Bemalung, dürfen ihren eigenen, ursprünglichen Charakter nicht verlieren. Es wäre verkehrt, die Erzeugnisse „künstlerisch“ beeinflussen zu wollen. Dadurch würde man den Sachen gerade das rauben, was ihren eigentlichen Wert ausmacht, den Stempel der Originalität. Je unverfälschter sich die ursprüngliche Eigenart widerspiegelt, desto besser. Dasselbe gilt auch von der Flechterei und Weberei, überhaupt von allen Techniken, die noch mehr oder weniger bis in die Gegenwart geübt werden.

Wo aber eine Hausfleißtechnik, wie z. B. die Stickerie in der Kaschubei, vollständig erstorben ist, wo sie seit Jahrzehnten nicht mehr geübt wird, und nur in der Erinnerung der alten Leute lebt, da verursacht die Wiederbelebung bedeutend mehr Mühe. Es genügt nicht, die junge Generation in die Technik einzuführen, sondern sie muß auch eine geistige Wiedergeburt erfahren.

Wer sich dieser Arbeit unterziehen will, der muß sich mit den ausgestorbenen Techniken bis ins einzelne vertraut machen. Er muß die überlieferten, alten

Muster eingehend studieren, in möglichster Reichhaltigkeit und Vollständigkeit sammeln, um sie als Beleg und direkten Hinweis allzeit bei der Hand zu haben. Aber die reichhaltigste Sammlung tut's allein auch nicht. Man muß sich in den Geist, der die Sachen durchströmt, hineinleben, kurz, man muß den ursprünglichen Volkscharakter, der sich in den Erzeugnissen spiegelt, zu ergründen suchen. Und da ist die engste Fühlung mit dem Volke ein unumgängliches Gebot.

Der kaschubische Volksstamm ist verhältnismäßig arm gewesen. Ein jeder Gegenstand, den der Bauer in die Hand nahm, vom Holzlöffel bis zum Pflug, wurde von ihm selbst angefertigt. — Die Zimmereinrichtung, das Mobilier, ist bei dem kaschubischen Volksstamm niemals ein prächtig reiches gewesen. Aber erwägt man die bescheidenen Verhältnisse, unter denen das Volk damals wohnte, und betrachtet man das Hausgerät aus jener Zeit, so muß man zugeben, daß der Geschmack, der Kunstsinne des Volkes, vor Jahrzehnten auf einer weit höheren Stufe stand als heute.

Vergleichen wir jene alten, bemalten Schränke und Truhen, wie man sie noch vereinzelt in den Hütten findet, mit den Glaschränken



Abb. 2. Geschirrschrank.

und Vertikows, die das Volk heute auf dem Markte ersteht, so staunt man über die umfichgreifende Geschmacksverirrung. —

Ich fand in einem Bauernhause in der sogenannten „guten Stube“ — die gibt es nun auch schon beim Bauern — neben dem neumodischen Glasschrank auch den alten Geschirrschrank stehen, der noch recht gut erhalten war. Auf meine Frage, welcher Schrank wohl schöner sei, verglich der Bauer aufmerksam beide Stücke und kam zu dem Schlusse: der alte Schrank sehe ja besser aus, „ale to terro nie moda“, aber das sei heute nicht mehr modern. —

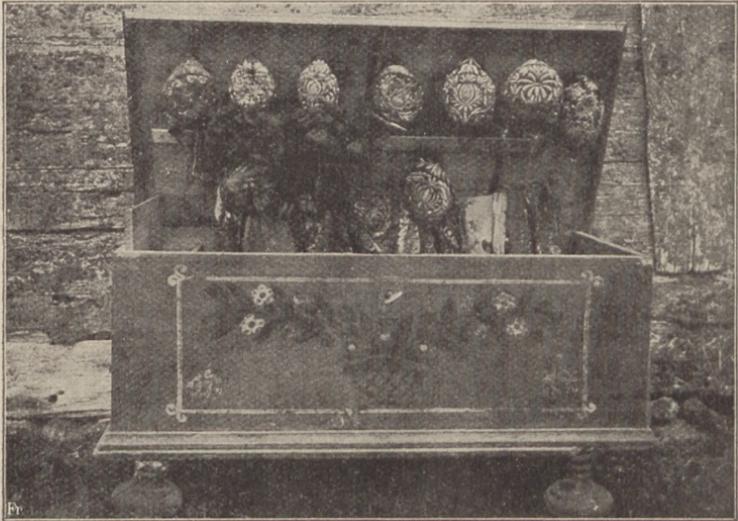


Abb. 3. Bemalte Truhe.

Die unselige Mode ist also selbst in die fernsten Winkel der kaschubischen Dörfer eingedrungen und setzt den letzten Rest einer alten Kultur fort. Nicht der Geschmack des Volkes hat so barbarische Formen angenommen, sondern die Mode erweist sich als die größte Feindin der Ueberlieferungen.

Es ist unleugbar, daß der frühere Bauer mit seiner außerordentlichen Geschicklichkeit dem heutigen Landmann an Selbständigkeit weit überlegen war. Der Dörfler von ehemals war ein Meister, sein ganzes Eigentum, vom Haus bis zum Holzschuh, war oft das Werk seiner Hände. Der Bauer wußte nicht nur den Pflug zu führen, sondern er verstand ihn auch zu bauen. Heute überläßt der Dörfler schon das Aufstellen eines Zaunes dem Dorfschmied, und der arbeitet nach einem gewohnten Schema.

Im allgemeinen ist man wohl der Ansicht, daß der Hausfleiß gänzlich erloschen ist. Für manche Landstriche trifft das wohl zu, aber

in den entlegenen Dörfern der Rajchubei ist er noch ziemlich stark verbreitet. Es werden eine Menge Gegenstände: Stühle, Ofenbänke, Körbe, Reusen, Lischten, Netze, Flachschwingen usw. gefertigt. Das Spinnrad und den Webstuhl findet man noch in vielen Familien. Kleider aus selbstgefertigten Stoffen werden noch mehr getragen, als man anzunehmen pflegt.

In Schweden hat man die volkswirtschaftliche Bedeutung des Hausfleißes weit früher erkannt und sorgte für dessen Belebung. Erst galt es auch dort, von dem Alten zu retten, was noch zu retten war. Da war es namentlich Arthur Hazelius, der Schöpfer des Nordischen Museums und des Freilichtmuseums in Skansen, der sich mit nie versagender Begeisterung in den Dienst der guten Sache stellte. Und Schwedens Frauen waren es, unter deren Einflusse der Hausfleiß sich zu einer Hausindustrie entwickelte, die den Stolz der Nation bildet.

Weshalb sollte auch bei uns der Hausfleiß sich nicht wieder beleben lassen? Die Grundbedingungen, das Vorhandensein alter einheimischer Techniken, sind da. Es heißt nur das Alte zu studieren, um darauf etwas Neues zu schaffen.

2. Die Wiederbelebung der Hausfleißtechniken.

Um unsere Bestrebungen zur Wiederbelebung des Hausfleißes verstehen zu können, muß man mir schon in unseren einsamen Waldwinkel folgen; denn eine Wohlfahrtseinrichtung läßt sich nur aus den umgebenden Verhältnissen heraus richtig beurteilen. Was sich an einem Orte vorzüglich bewährt und gute Früchte zeitigt, kann für eine andere Gegend gänzlich ungeeignet sein.

Sanddorf, der alte kaschubische Name war Wdzydze, ist ein kleines, einsames Dörfchen, wie man es sich wohl einsamer und abgelegener in Deutschland nicht vorstellen kann. Ohne Eisenbahn und Chaussee, ohne Kirche, Arzt und Apotheke, ohne Fleischer, Bäcker, ohne Post und Telegraph (doch, seit einiger Zeit sind wir wenigstens telephonisch mit der Kulturwelt verbunden). Das Dorf liegt an den Ufern eines der größten und schönsten Seen Westpreußens, am Weitsee, früher Wdzydze-See genannt. Die weitverzweigten Arme des gegen 6000 Morgen großen Sees schließen das Dörfchen so ein, daß es auf einer Halbinsel liegt. Dadurch ist es vom Verkehr gänzlich abgeschlossen. Im Umkreise von 7 km ist kein anderes Dorf. Die kleinen Häuschen bestehen nach alter Art aus grauen Holzbalken, mit dem warmen, behäbigen Strohdach. Und mitten darin steht ein massiver Bau, alle übrigen Häuser an Größe und Stattlichkeit überragend, aber auch durch sein hartes Ziegelrot die feinen, harmonischen Farbtöne grell überschreiend, — die deutsche Schule. Hierher kam ich im Jahre 1898

als Lehrer. — Es ist schwer, einem Fernstehenden die geographische Lage von Sanddorf genau zu bestimmen. Ich pflege auf die Frage: Wo liegt Sanddorf? gewöhnlich zu antworten: In der Kaschubei, zwischen Konik und Danzig. Das ist natürlich sehr weit gefaßt, aber diese Namen sind wenigstens den meisten geläufig. Am deutlichsten kann ich es wohl nahe bringen, wenn ich sage, daß man von Dirschau



Abb. 4. Sanddorf am Weitsee.

oder Danzig kommend, die Nebenbahn Hohenstein—Berent und von Berlin kommend, die Nebenstrecke Konik—Berent benutzen müßte. Von unserer Kreisstadt Berent, der nächsten Bahnstation, liegt Sanddorf zwei Meilen südlich.

Um mich vor geistigem, moralischem und leiblichem Hungertode zu schützen, hatte ich mich im Frühjahr 1899 beweidt. Abgeschlossen von jedem Verkehr, nur auf uns allein angewiesen, fanden wir genügend Muße, uns mit den dörflichen Verhältnissen zu beschäftigen.

Das Volk, neben kleinen Bauern ausschließlich landwirtschaftliche Arbeiter, lebte unter den traurigsten Bedingungen. Jede Familie hatte wohl ihr kleines Strohhäuschen und ein Stückchen Land dabei. Aber der Acker ist so unfruchtbar und war zudem so schlecht in Kultur, daß selbst der größte Bauer von seinen 600 Morgen nicht genug zum Unterhalte für seine Familie erntete. Der durchschnittliche Grundsteuerertrag beträgt in den Dörfern um den Weitsee im Kreise Berent und Konik:

Sanddorf	0,86 M.
Golluhn mit Jobroddi und Kruschin	0,80 „
Weitsee und Lippa	0,77 „
Plense	0,93 „
Borsf	0,70 „

wogegen er im Kreise Marienburg auf 30,90 M. steht. — Die einzige Rettung vor Hungersnot war der große See, auf dem die Leute ihre Fischereigerechtigkeit hatten. Als aber diese auf gefeklichem Wege abgelöst wurde, war das Elend noch schrecklicher. Im Sommer gingen die Erwachsenen auf Außenarbeit nach Sachsen und Mecklenburg, zum Herbst kehrten sie zurück. In den Wintermonaten waren die Leute völlig arbeitslos. Die Erwachsenen mochten die Faulheit schon gewohnt sein, aber auf die Jugend, und namentlich auf die Mädchen, übte diese Untätigkeit einen verderblichen Einfluß aus. —

Durch die Schriften von Professor Sohnten auf das Gebiet der Wohlfahrts- und Heimatpflege hingewiesen, entstand in uns der Gedanke, hier helfend einzugreifen. Meine Frau versammelte öfter die Mädchen, unterwies sie in Handarbeiten, suchte sie auch geistig anzuregen durch Bilder und gute Schriften, aber auf die Dauer befriedigte das weder uns noch die Mädchen. Wir hätten ihnen gern eine Beschäftigung gegeben, die ihnen auch materiell zugute kam.

3. Meine volkskundlichen Sammlungen.

Ich hatte inzwischen meine folkloristischen Studien wieder aufgenommen. Neben dem reichen geistigen Eigentum des Volkes an Sagen, Märchen, Liedern usw. interessierte mich namentlich der Hausrat der Leute, jene primitiven, einfachen Haus- und Wirtschaftsgeräte, die das Volk sich für den eigenen Gebrauch selbst angefertigt hatte. Ich legte mir davon eine Sammlung an, woraus später mein kleines Bauernmuseum entstand. Meine Frau zeigte wieder viel Interesse und Verständnis für die Ueberreste alter Volkskunst der Stickerie, Weberei, Flechtereie, Töpferei. Sie hatte auch in ihrer Studienzeit als Malerin sich in der Welt weit mehr umgesehen, als es einem Heideschulmeister möglich war. —

Nun beschäftigten uns die Fragen: 1. Was ist von den alten Techniken im Orte noch bekannt? 2. Wie sind die Techniken zu beleben? 3. Wie ist daraus ein Nebenerwerb zu erzielen?

Es hieß also, sich zunächst im Dorfe umzuschauen, was sich von den alten Techniken bis auf die Gegenwart erhalten hatte.

Da war noch das Spinnrad in den meisten Häusern. Aber es wurde nur wenig benutzt. Flach wurde nicht mehr angebaut. Das geschah hier auch früher nur in beschränktem Maße, da der Acker für Flachsbau zu leicht ist. Das nötige Material hatten sich daher die Frauen stets aus dem benachbarten Kreise Bütow in Pommern geholt. — Jetzt wurde meist nur noch Wolle zu Strümpfen und Handschuhen gesponnen. —

Auch die Hauskunst der Weberei war noch bekannt, aber nur in den Bauernfamilien, wo die Mädchen nicht auf Außenarbeit gingen

und daher auch von den Kultureinflüssen länger verschont blieben. Die Bauertöchter trugen noch zum Teil selbstgewebte Kleider und hatten als Aussteuer eine Truhe voll eigenhändig gewebter Wäsche.

Die Wurzelflechtereie kannte man vielfach. Es wurden aber meist nur primitive Kartoffelkörbe und Futterkiepen geflochten, die man gelegentlich auf dem Wochenmarkt in der Kreisstadt absetzte. — Als Material hatte man grobe Kiefernwurzeln und

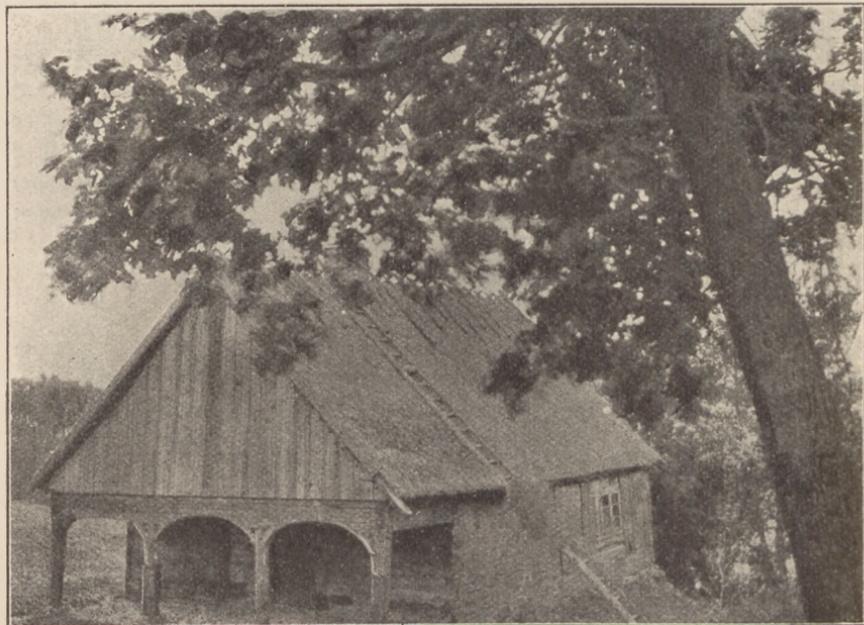


Abb. 5. Dorfmuseum in Sanddorf.

Wacholderstäbe. — Das feine Wurzelgeflecht, wie wir es in einigen alten Vorbildern fanden, wurde nicht mehr geübt. Die Technik war aber noch einigen Männern im Dorfe geläufig. —

Da die meisten Leute sich auch mit Fischerei beschäftigten, so war auch das Netzstricken und Reusensflechten bekannt. —

Im Nachbarkreis war noch ein Töpfer, der früher buntes Bauerngeschirrfertigte, jetzt aber kaum etwas zu tun hatte, da die Bauern Emaillesachen bevorzugten. —

Von weiteren Techniken kannte man hier noch die Hornbearbeitung zu Tabaksdosen, die Seilslechtereie aus Wurzeln für Zugnetze, die grobe Holzbearbeitung zu Harken, Schaufeln, Pantoffeln. Wie die Ueberreste alter Volkstracht, namentlich die Frauenhauben, bewiesen, war in früherer Zeit bei den Leuten die Stickereitechnik in hohem Grade ausgebildet. Die ornamentalen Muster waren in Plattstichtechnik mit Gold-, Silber- oder Seidenfäden auf rotem und schwarzem Samt, auch auf Leinen ausgeführt. —

Auf den alten Truhen, Schränken, Stühlen, Kinderwiegen, auf Tongefäßen fanden sich bunte Malereien, die uns eine farbenfrohe Volkskunst offenbarten. In den Motiven prägte sich ein einheitlicher, charakteristischer Volksstil aus. Vorherrschend war das Tulpen-, Herz- und Kreismotiv. Auch diese Kunst war erloschen. —

Ehe man an eine Wiederbelebung herangeht, muß man sich genau über die bestehenden Techniken unterrichten. Man muß die Lebens- und Anschauungsverhältnisse des Volkes genau erfassen. Grund-



Abb. 6. Am Spinnrad.

prinzip muß bleiben, daß man bei Schaffung einer Winterfüllarbeit in erster Linie das berücksichtigt, was dem Volke bekannt und geläufig ist.

4. Die Bauernstickerei.

Durch den Mangel an Beschäftigung in den langen Wintermonaten wurden hauptsächlich die Mädchen ungünstig beeinflusst. Sie waren zur Faulheit geradezu verurteilt. Die Bauerntöchter haben nicht genügend Arbeit in der Hauswirtschaft. Bei den Häuslern und den Kätnern mit einer Kuh und einem Schwein hatte kaum die Mutter genügend zu tun. Und wenn hier und da zwei oder drei erwachsene Töchter im Hause saßen, so waren das nur müßige Esser. Die Untätigkeit übte auch in moralischer Hinsicht ungünstigen Einfluß aus. Sie schlurten von einer Kate zur andern, trieben sich mit den Burschen herum. Zank, Streit und Klatsch blühten üppig.

Meine Frau versammelte die Mädchen, zeigte ihnen die Schätze der früheren Erzeugnisse und stellte ihnen in Aussicht, sie ebenfalls in die einst geübte Technik einzuführen. Das gab erst ein bedenkliches Kopfschütteln. Den schwierigen, feinen Arbeiten fühlten sie sich nicht gewachsen. Aber meine Frau hatte schon Vorbereitungen getroffen, von einer Dorf- frau selbstgewebte Leinwand besorgt, kleine Musterdecken daraus geschnitten und unter Zugrundelegung der alten Motive Muster entworfen und auf die Decken vorgezeichnet. Stüdgarn, Nadeln und



Abb. 7. Sanddorfer Mädchen in Stickereikleidern.

Fingerhüte schaffte sie in genügender Menge an, die gratis an die Mädchen verteilt wurden. Die ersten Versuche machten wohl Schwierigkeiten, aber mit Befriedigung merkte sie, daß einige Mädchen sich sehr anständig zeigten. Der Plattstich, der ausschließlich zur Anwendung kam, ist auch eine verhältnismäßig leichte Technik. Aber namentlich die bunten Farben erregten ganz besonderen Beifall. Die Farbenfreudigkeit des Volkes, die sich auf den alten Schränken und Truhen offenbarte, kam hier wieder zum Ausdruck. Und sie gab die Anregung, den angeborenen Farbensinn weiter auszugestalten. Damit die Sachen nicht roh und unharmonisch wirkten, gab meine Frau in erster Zeit die Farbenzusammenstellung den Mädchen an. Später bewiesen sie aber ein so feines Farbenverständnis, daß in den seltensten Fällen besondere Angaben zu machen waren. Mit der vollendeten Technik wuchs bei den Mädchen auch die Lust am Schaffen.

Da man die Stickereien oft in einem unmöglichen, schmutzigen Zustande zurückbekam, und sie erst gründlich in Seifenwasser gewaschen werden mußten, waren wir gezwungen, völlig waschechtes Stickmaterial zu verwenden. — Und auch heute werden die Sachen vor dem Versand sämtlich gewaschen und geplättet.

In dem ersten Winter 1906 waren eigentlich nur die ersten Anregungen gegeben. Einige Mädchen hatten für sich Tischdecken, Kommoden- und Bettdecken gearbeitet. Im Frühjahr zogen sie



Abb. 8. Tischdecke.

gewohnterweise wieder auf Arbeit hinaus, aber es freute uns, wie sie sich in Briefen stets erkundigten, ob auch im nächsten Winter die Stickereien wieder aufgenommen werden würden. Sie fürchteten also nicht mehr den öden Winter, sondern freuten sich auf die Arbeit.

Bei Beginn des Winters 1907 nahm meine Frau die Arbeiten wieder auf. Von den geschicktesten Mädchen ließen wir einige Sachen für unsern Bedarf anfertigen und entlohnten die Mädchen entsprechend. Der erste Verdienst machte ihnen eine große Freude. Bald fanden sich auch im Bekanntenkreise Liebhaber für die Erzeugnisse. Und gerade die bunten Sachen wurden am meisten bevorzugt. Nun kamen die Mädchen nicht mehr bei uns zusammen, da die eigentliche Lehrzeit zu Ende war. Sie arbeiteten zu Hause, vereinigten sich gewöhnlich abwechselnd in den einzelnen Familien, wo meine Frau sie hin und wieder besuchte. Einmal in der Woche war Wasch-

und Blätttag. Da wurden die Mädchen wieder bei uns vereinigt. Dadurch wurde das altbewährte Prinzip des Hausfleißes gewahrt. Es wäre verkehrt, eine Stickchule einzurichten, wo die Mädchen eine bestimmte Stundenzahl am Tage arbeiten. Es war nur in den ersten Anfängen nötig, die Mädchen 14 Tage bis vier Wochen hindurch zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen. Ein Stickenunterricht wird jetzt überhaupt nicht mehr erteilt. Von klein auf üben sich die Mädchen in der

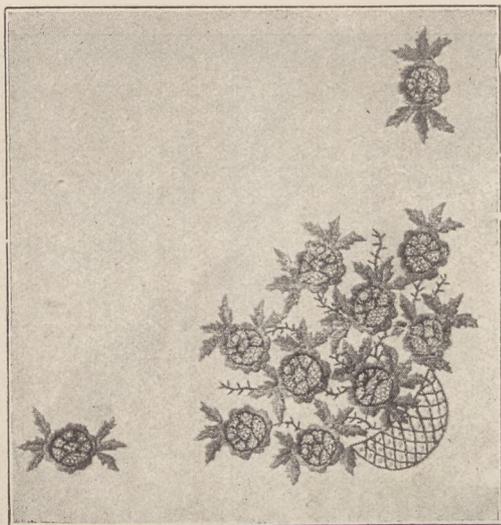


Abb. 9. $\frac{1}{4}$ einer Decke.

Technik, die sie bei ihren älteren Geschwistern sehen, und freuen sich ungemein, wenn sie den ersten Verdienst erhalten. Der Hausfleiß ist derselbe geblieben, nur die Art des Gewinnes ist eine andere.

Ein Vorrat an Volksstudien steht uns in reichlicher Weise zur Verfügung. Manche Motive der gemalten Schränke lassen sich in Stickertechnik übertragen. Diese Methode klingt vielleicht ansechtbar, findet sich aber zu allen Zeiten und in den besten Perioden. Meistens wurden Ornamente der Keramik auf Textilarbeiten übertragen. — Die ausgezeichneten Sachen nehmen die Mädchen nach Hause, nach Fertigstellung bringen sie sie zurück. Sie werden sofort entsprechend entlohnt. Die Stickereien werden dann gewaschen und von geeigneten Mädchen geplättet. Die Sachen sind nun fertig zum Versand.

Die heutigen Sanddorfer Stickereien bauen sich auf der alten kaschubischen Volkskunst auf. Obwohl die Sachen von den Frauen und Mädchen gearbeitet werden, sind sie, streng genommen, keine Volkskunst. Wirkliche Volkskunst können wir nur das nennen, was das Volk aus eigenem Antriebe, für den eigenen Bedarf selbst schafft. Es ist also gewissermaßen ein Produkt seines Geistes. Wir können die Sachen

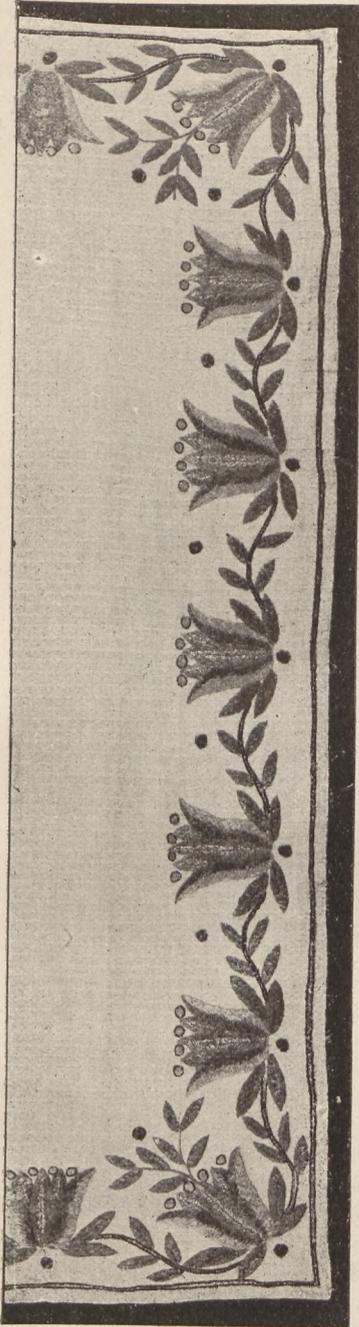


Abb. 10. Küffertuch.



Abb. 11. Läufer.

heute nur als Hausfleißarbeiten bezeichnen. Da meine Frau die Muster entwirft und zeichnet, führen die Mädchen nur die technische Seite aus. Aber zu unserer Freude sehen wir, daß das, was heute Hausfleiß ist, sich zur wirklichen Volkskunst entwickeln wird, indem sich die Mädchen selbst schöpferisch zu betätigen anfangen. Sie zeichnen sich oft die Muster selbst auf, ohne zu kopieren, bestimmen auch die Farben-



Abb. 12. Kinderkleid.

zusammenstellung. Das ist schon ein erfreulicher Fortschritt. Je vollkommener die Mädchen die technische Seite beherrschen, desto mehr regt sich der Geist zum selbständigen Schaffen. Die Mädchen haben sich eine so vollkommene technische Fertigkeit angeeignet, daß so mancher stutzt und sagt: Das sollen Dorfmadchen gearbeitet haben, und dazu jene Mädchen, die im Sommer die schwerste, größte Feldarbeit verrichten! Unmöglich! — Das ist aber ein Charakteristikum unserer Zeit. Es beweist uns, wie sehr uns der Sinn für ländliche Eigenart abhanden gekommen ist, daß wir dem Landvolk einen höheren Grad von Handfertigkeit überhaupt nicht mehr zutrauen. Gewiß haben

die technischen Errungenschaften und die starke — vielleicht zu einseitige — Berücksichtigung der geistigen Kultur in unserem Volke den

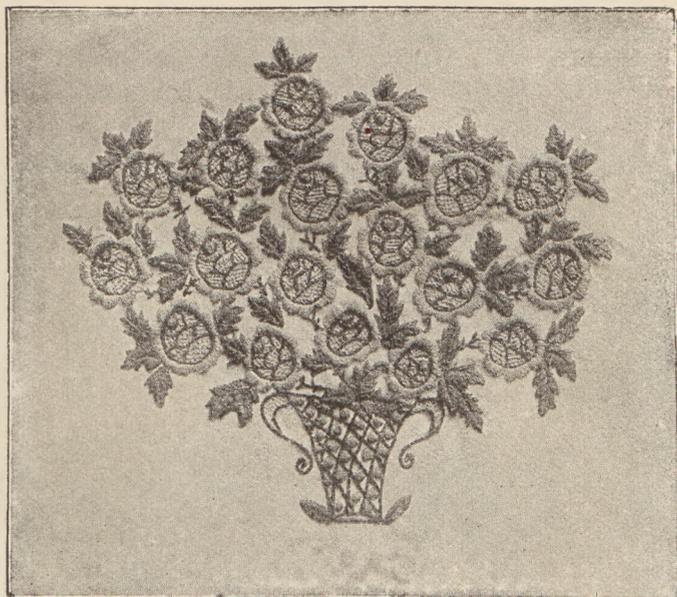


Abb. 13. Kissenplatte.

Sinn für die frühere Kunstfertigkeit abgeschwächt, aber gänzlich verloren gegangen ist er auch heute noch nicht. Es bedarf oft nur einer verständigen Anregung, um ihn zu neuem Leben zu erwecken.

5. Die Weberei.

Die Wiederbelebung der Weberei ergab sich von selbst. Die für die Stickerei nötigen Leinen, Halbleinen, Nessel und Warpstoffe ließen wir auf den einfachen Hauswebstühlen weben. Das Aufzug- und Einschlag-Material mußte allerdings gekauft werden, da hier kein Flachs angebaut wird, und handgesponnene Garne die Stoffe auch zu sehr verteuern würden.

Wir gaben den Frauen das Webmaterial und entlohnten sie für die Arbeit. Trotzdem ich 30 Pf. pro laufendes Meter Weblohn zahle, also gut 100 bis 200 Prozent mehr, als die sonst übliche Entlohnung in der schlesischen Leinenindustrie beträgt, so habe ich die Stoffe doch noch erheblich billiger, als wenn ich sie aus einem Versandgeschäft für Handweberei nehme. Außerdem sind die Webstoffe, die roh vom Webstuhl kommen, für Stickereien ganz besonders geeignet. Sobald sie

schon appretiiert, gepreßt, gewalkt werden, sind sie nicht mehr so zweckentsprechend.

Techniken, die sich bis auf die Gegenwart erhalten haben, ist es außerordentlich einfach, zu beleben. Man hat nur für einen entsprechenden Absatz der Erzeugnisse zu sorgen. —

Hierbei möchte ich darauf hinweisen, daß die gebildete Frau auch zur Wiederbelebung der Hausweberei außerordentlich viel beitragen könnte, wenn sie erst für ihren eigenen Bedarf arbeiten ließe.



Abb. 14. Die Gründerin der Hausindustrie.

Jede Lehrer-, Pastor- oder Gutsfrau benötigt im Jahre für den Haushalt eine ganze Menge Leinenstoffe usw. Anstatt sie nun von auswärts, aus einem Versandgeschäft, zu beziehen, läßt man sie von den Frauen des eigenen Dorfes weben — vorausgesetzt natürlich, daß die Weberei dort besteht —. Dadurch wäre auch die beste Anregung den Bauernfrauen gegeben, für den eigenen Bedarf zu weben. Die handgewebten Kleiderstoffe müssen wieder „Mode“ werden, alsdann wird die Weberei im Bauernhause aufleben.

Wenn bei uns bei der Wiederbelebung der Weberei in erster Linie die Verdienstmöglichkeit in Betracht kommt, so bringt es die Armut der Leute mit sich. Aber es ist auch unser Bestreben, die Bauernfrauen zum Weben für den eigenen Hausbedarf anzuregen. Heutzutage fressen die Kleider die Leute auf. Da die Dörfler erfahrungsgemäß die allerbilligste Ware kaufen, so bezahlen sie sie mit Rücksicht auf die Haltbarkeit am teuersten. Eine vielköpfige, töchterreiche Bauernfamilie kann kaum so viel erwirtschaften, um die

Kinder „zeitgemäß“ zu kleiden. Und bei den landwirtschaftlichen Arbeiterinnen ist es noch schlimmer. Wie ich Gelegenheit habe, es oft zu beobachten, verdienen die Mädchen tatsächlich in der Sommerzeit nur gerade soviel, um es in Kleidern anzulegen. Den Winter hindurch müssen sie von dem Verdienst des Vaters oder Bruders mit ernährt werden. Es wäre von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung, wenn man den Webstuhl dem Bauernhause erhalten oder, wo er bereits fort ist, wieder einführen könnte. An Zeit mangelt es in den Wintermonaten durchaus nicht. Denn die Maschine hat viel Arbeit dem Bauern abgenommen.

Die billige Marktware verdrängt wohl die alten Einrichtungen. Heute glaubt der Bauer, alles wohlfeiler beim Kaufmann, beim

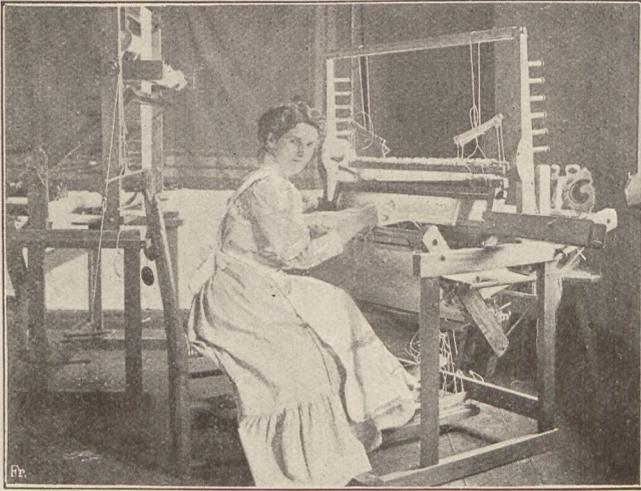


Abb. 15. Neuer Webstuhl.

Krämer zu erhalten. Es ist nicht zu leugnen, daß die Fabrikware sich im allgemeinen billiger stellt als die Hausarbeit. Aber nicht für den Landmann. Denn es konnte z. B. bei einem Kleiderstoff nur das Rohmaterial in Ansatz kommen, nicht die Arbeit, da es in den kleinen bäuerlichen Haushaltungen, besonders im Winter, nicht heißt: „Zeit ist Geld“. An Zeit ist kein Mangel, dafür ist aber das Geld um so knapper. Mag die Fabrikware noch so billig sein — was sie in Wirklichkeit wegen der geringen Dauerhaftigkeit nicht ist —, so muß der Landmann doch immer neben dem Rohmaterial auch die Arbeitszeit bezahlen. Also er gibt das Geld aus für eine Sache, die er in seinem Haus in Ueberschuß hat. Das ist widersinnig. So gut der Landmann sonst mit jedem Pfennig rechnen kann, hier verläßt ihn seine Weisheit, weil eben die alten Webstoffe aus der „Mode“ gekommen sind.

Im Sommer 1911 hatte ich in Sanddorf einen dreiwöchigen Webekursus auf den Hamkenschen Webstühlen veranstaltet. Einen Web-

stuhl hatte der Deutsche Lyceum-Klub, Berlin, gestiftet, einen hatte ich aus meinen Mitteln beschafft und einen hatte die Weberin leihweise zur Verfügung gestellt. Die neuen Systeme sind kleiner, zierlicher, leichter. Sie sind bis auf acht Schäfte eingerichtet und ermöglichen das Weben verschiedenartiger Muster. Der Hochwebstuhl dient zur Herstellung von Kunstweberei, als Smyrna, Gobelin, Kelim. Eine besondere Art ist der kombinierte Flach- und Hochwebstuhl. Mit wenigen Handgriffen kann der Webstuhl für Hoch- und Flachweberei eingerichtet werden. Das sind technisch beachtenswerte Vorteile. Zur Einführung für unsere Dorfleute kommt er des hohen Preises wegen nicht in Betracht. Ein kombinierter Webstuhl mit Tracht und Verpackung kostet rund 160 M., ein Flachwebstuhl etwa 120 M. Da sie hübsch gearbeitet sind und ein zierliches Möbel abgeben, so sind sie für Damen, die sich nebenbei auch für die Weberei etwas interessieren, zu empfehlen.

Für unsere Dorfleute und bei Wiederbelebung der Weberei sollte man den alten Webstuhl, wo er sich noch findet, in erster Linie berücksichtigen und beibehalten. Man Sorge jedoch für seine Verbesserung und praktische Ausgestaltung durch die Schnelllade. Neuerdings hat sich auch eine Vervollkommnung durch Anbringung des sog. „Kontramarsch“, wodurch eine gleichmäßigere Lage der Fäden erzielt wird, als gut und praktisch erwiesen. —

6. Die Wurzelsflechterei.

Für die Mädchen und Frauen war gesorgt. Aber für die Knaben, Burschen und Männer war nach wie vor keine Arbeit. Am Tage holte man sich wohl Holz aus dem Walde, oder, wenn der Förster nicht in der Nähe war, ging man mit der Angel auf den nahen See, um sich ein Gericht Fische zu fangen. Aber eine ständige lohnende Beschäftigung fehlte. — Der Gedanke, den Leuten Arbeit und Verdienst zu verschaffen, ließ mir keine Ruhe. Es galt, heimisch gewesene Technik des Hausfleißes zu beleben. Und es erschien mir dazu am geeignetsten die Wurzelsflechterei. In meinem Bauernmuseum waren allerhand Maße, Mezen, Körbchen usw., aus dünnen Wurzeln geflochten. Hier suchte ich anzuknüpfen. Das Material ist noch heute unentgeltlich da. Es ziehen sich dicht hinter dem Dorfe einige hundert Hektar Dedland hin, die mit kleinen Kiefern, den sog. Kuseln, bestanden sind. Die Wurzeln gehen meterweit auseinander, um in dem mageren Erdreich Nahrung zu suchen. Sie werden ausgerissen, geschält und eignen sich ganz vorzüglich zur Ausführung der feinsten Flechtereien. Sie müssen möglichst im frischen Zustande verarbeitet werden, weil sie dann so zähe sind, daß sie zu festen Knoten gebunden werden können. — Im Dorfe fand sich noch ein Mann, der die Technik der Wurzelsflechterei in hervorragendem Maße beherrschte. Ich führte nun mit den größeren Schulknaben einen Handfertigkeitkursus ein und stellte den Mann als

Lehrer an. Anfangs ging es wohl recht mühsam vorwärts, aber kaum waren die ersten Schwierigkeiten überwunden, so zeigte es sich, daß die Lust am Basteln sich von den Alten auf die Jugend vererbt hatte. Die Knaben entwickelten eine große Geschicklichkeit. Wenige Wochen Unterweisung genügten, und die Kinder konnten selbständig arbeiten.

Die alten Formen dienten als Muster für die neuen Erzeugnisse. Salz- und Mehlmehnen, Streichholz- und Gewürzbehälter, Getreidemaße, Feuereimer usw. usw. finden als Brotkörbe, Flaschen- und Gläseruntersätze, Tablette, Schreibtischgarnituren, Papierkörbe eine willkommene Verwendung im Haushalte der begeisterten Käufer. Bald fanden aber auch die Väter der Kinder Gefallen an den Flecht-



Abb. 16. Knaben mit Wurzeln.

arbeiten. Sie versuchten sich in der früher geübten Technik, und es ging besser als sie geglaubt hatten. Und als der Winter zur Neige ging, da flochten alt und jung.

So bedarf es oft nur einer kleinen Anregung, um alte, vergessene Techniken wieder ins Leben zu rufen. Unser Volk hat die Lust am Basteln nicht verloren, aber die kleinen Hausfleisarbeiten sind eingeschlafen, weil die Leute für die Erzeugnisse keine Verwendung hatten. Stellt sich die Absatzmöglichkeit wieder ein, so erwacht auch die Lust am Schaffen. Es ist wohl in der ersten Zeit notwendig gewesen, den Flechtern Anweisung zu neuen und verkaufsfähigen Formen zu geben. Aber am besten lasse man der Phantasie des Volkes freien Spielraum. Erst dann hat der Arbeiter wirkliche Freude an dem Gelingen des Werkes, wenn er selbständig dabei nachgedacht hat. Bei der Wiederbelebung eines Zweiges des Hausfleißes müssen wir uns hüten, nur mechanische Arbeiter auszubilden, die nach

gegebenen Mustern und Vorlagen Duzendware anfertigen. Nein, der Arbeiter muß das werden, was er früher war: im gewissen Sinne ein Künstler, der selbständig neue Werte schafft. Denn wenn der Mann aus einem Bündel Wurzeln einen praktischen Gegenstand anfertigt, ihm dabei eine zweckentsprechende äußere Form gibt, so ist das Erzeugnis ein Kunstwerk. Unsere Künstler, die Möbel, Töpfe usw. entwerfen, lehnen sich ja auch an bereits gegebene Formen an. Das Landvolk ist an eine Arbeit nach der Schablone nicht gewöhnt. Schon



Abb. 17. Neue Wurzelflechtereien

die tägliche Beschäftigung in Haus und Feld gibt eine mannigfaltige Abwechslung. So war es auch bei dem früheren Hausfleiß. Und bei der Wiederbelebung müssen wir dieses wichtige Moment nicht unbeachtet lassen. Ich habe wiederholt die Beobachtung gemacht, daß die erste Form, wobei der Flechter selbständig tätig war und mit Lust und Spannung die allmähliche Entwicklung verfolgen konnte, bedeutend besser ausfiel, als weitere Exemplare der gleichen nachbestellten Ware. Ueberläßt man dem Arbeiter ein selbständiges Schaffen, so legt er in jeden Gegenstand gleichsam ein Stück von seinem Innenleben hinein und hat Freude an dem Gelingen.

7. Die Töpferei.

Die Tonwarenindustrie war vor Jahrzehnten in der Kaschubei sehr verbreitet. Um dem Geschmack des Volkes gerecht zu werden, hatten die Töpfer das Bauerngeschirr mit bunten, lebhaften Farben bemalt und fanden damit unter dem Volk reichlichen Absatz. Als aber die Blech- und Emailleware aufkam, da verlor der Bauer nur zu bald den Sinn für sein altes Tongeschirr und zog die dauerhafte Marktware



Abb. 18. Neue Töpfereien.

dem verhältnismäßig leicht zerbrechlichen Tongeschirr vor. Damit war auch den Töpferbetrieben die Existenzmöglichkeit genommen. Die Mehrzahl der Töpfer wandte sich der Kachelöfenfabrikation zu und gab die Töpferei entweder ganz auf oder behielt sie nur im Nebenbetrieb. Nur ein Töpfer in Chmielno im Kreise Karthaus W.-Pr. war seinem alten Betriebe treu geblieben. Dafür ging es ihm aber herzlich schlecht. Er fuhr mit seinen Tonwaren, die freilich jetzt nur einfarbig oder nur ganz spärlich bemalt waren, von Markt zu Markt, aber das Geschäft warf nichts ab, denn die Bauersfrau, wenn sie überhaupt etwas kaufte, wollte die Sachen noch zu dem billigen Preise erstehen, wie sie es vor Jahrzehnten gewohnt war.

Ganz zufällig wurden wir auf den Töpfer aufmerksam, und meine Frau regte ihn an, die Töpfe, Teller usw. nach seiner alten, originellen Art bunt zu bemalen. Ich kaufte ihm für 50 Mark Ware für

eine Ausstellung ab. Mit einem Schlage fand das Absatzgebiet andere Kreise, indem das einfache, bäuerliche Tongeschirr mit der naiven, ursprünglichen Bemalung nicht mehr der Bauer kaufte, sondern das bessere Publikum.

So wie eins das andere nach sich zieht, so hat sich auch ein Töpfer in Karthaus der Herstellung des Bauerngeschirrs gewidmet und findet hinreichenden Absatz, so daß er seine Kachelöfenfabrikation einschränkt und sich mehr seiner alten Kunst widmet.

8. Filet-Arbeit.

Die Dörfer in der Kassubei liegen fast alle an größeren oder kleineren Seen. Hat doch z. B. der Kreis Berent 196 Seen, der Kreis Karthaus 190 und der Kreis Schlochau gar über 200 Seen. Die Bewohner beschäftigten sich neben ihrer Landwirtschaft mit Fischerei. Die Netze strickten sie sich selbst und besaßen darin eine außerordentlich große Fertigkeit. Nun sind die Fischereierechtigkeiten abgelöst, das Stricken der Netze ist also überflüssig geworden. Nur die älteren Leute beherrschen noch die Technik der Netzstrickerei. — In den Küstendörfern an der Ostsee, namentlich auf der Halbinsel Hela, ist aber die Fischerei ein Haupterwerb der Bewohner. Hier wird das Netzstricken bis auf die Gegenwart geübt, und jung und alt beherrscht die Technik.

Nach der diesjährigen Sturmflut besuchte ich Mitte Januar die Ortschaften auf der Halbinsel Hela. Die Verluste an Netzen, Ezvorräten usw. trafen die an und für sich armen Fischer gewiß empfindlich, Doch wurden die Leute später durch freiwillige Gaben und staatliche Beihilfen zum überwiegenden Teil voll entschädigt. Die vorübergehende Notlage erschien mir somit nicht so weittragend zu sein, als der dauernde Notzustand. Der Fischfang geht in den letzten Jahren ohnehin stark zurück, so daß der Jahresverdienst der einzelnen Familie 300 bis 500 Mark kaum übersteigt. In der Winterszeit — vom November bis März, etwa 4 Monate — ruht der Fischfang in den nach dem Festlande zu gelegenen Heladörfern Ceynowa, Kuffeld, Puziger- und Danziger Heisterneft fast gänzlich. Auf der ganzen Tour haben mir die Leute nicht ein Fischgericht vorsehen können. Sie hatten nicht einmal soviel für ihren eigenen Bedarf und ernährten sich meist von Heringen. — Da die Fischer keine Land- und Hauswirtschaft haben (höchstens ein paar Hühner und ein Schlachtschweinchen), so sind im Winter einige hundert Menschen vier Monate lang beschäftigungslos. In Puziger- und Danziger Heisterneft findet ein Teil der Männer Arbeit im Walde. Doch wird der Hauptteil der Arbeit bei den Dünenbefestigungen und bei Forstkulturen von der in Hela stationierten Zuchthäuserkolonie geleistet. Es sind dort ständig 80 bis 100 Mann beschäftigt.

Die Fischer und Fischerfrauen stricken in der stillen Winterszeit allerdings die für den Fang erforderlichen Netze. Das füllt jedoch die

Zeit nicht aus. Wenigstens haben alle Familienmitglieder, die oft sehr zahlreich sind, nicht genügend daran zu tun — Mindestens sind aber in den Wintermonaten in den Dörfern auf Hela 300 bis 400 Frauen und Mädchen beschäftigungslos, oder nicht ganz voll beschäftigt. — Um diese Dörfer vor Entvölkerung zu bewahren, wäre hier die Einführung einer geeigneten Winterarbeit von außerordentlichem Kulturwert.

Nun besitzen die Leute bereits eine bodenständige, traditionelle Technik, die mit verhältnismäßig wenig Mühe ausgebaut werden könnte. Das Netzstricken ist bekanntlich dieselbe Technik wie die Filet-Arbeiten. Und es würde nur einer ganz kurzen Anleitung bedürfen, um die Fischerfrauen mit einzelnen Abweichungen, sowie mit Filetdurchzug und Filetpuipure



Abb. 19. Fischer mit Einbaum.

vertraut zu machen. Der zuständige Landrat des Kreises, Herr Tappen in Pukig, und der Kreisauschuß stellten einige Mittel zur Verfügung, so daß bereits im Mai 1914 mit der ersten Unterweisung, wenn auch erst nur in einem bescheidenen Umfange, angefangen werden konnte. Es ist als sicher anzunehmen, daß mit der Zeit die bodenständige Hauskunst der Fischerfrauen sich zu einer guten Einnahmequelle in der arbeitslosen Winterszeit erweisen wird.

Es erscheint mir für die Weiterentwicklung der Sache von außerordentlichem Werte, daß sich Ihre Majestät die Kaiserin für die Einführung der Filet-Arbeiten auf Hela interessiert. — Als meine Frau und ich am 19. Januar d. J. Ihrer Majestät vorgestellt wurden und über unsere Bestrebungen zur Wiederbelebung des ländlichen Hausfleißes berichten durften, hatte sich die Hohe Frau auch besonders eingehend über die beabsichtigte Einführung der Filet-Arbeit auf

Hela erzählen lassen. Während sich das Buch in Druck befindet, erhalte ich von der Gräfin L. Eulenburg, der Hofdame Ihrer Majestät der Kaiserin, vom Achilleion auf Korfu die Nachricht, daß Seine Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin je 350 M., also 700 M., für die Einführung der Filet-Arbeit auf Hela zur Verfügung stellen. Diese hochherzige Stiftung und die schnelle Hilfe gibt uns die Hoffnung auf ein gutes Gelingen.

9. Geschäftliche Organisation.

Die geschäftliche Organisation kann sich sehr einfach gestalten. In der Regel werden ein Verein oder eine Genossenschaft gegründet,



Abb. 20. Gehöft im Rauhreiß.

die das erforderliche Kapital schaffen und den Vertrieb der Erzeugnisse übernehmen.

Nun war in Sanddorf wegen der Armut und der Abgeschlossenheit der Ortschaft dieser Weg nicht gangbar. Hier hätte man um 1906 weder ein Mitglied noch einen Genossen für so „verrückte Ideen“ gefunden.

Wir hatten selbst kein Geld. — Als Landlehrer hatte ich um diese Zeit nur ein Einkommen von 1200 Mark. Das reichte gerade nur so hin, um uns vor dem Hungertode zu schützen. Meine Schriftstellerhonorare bewegten sich damals noch in den Grenzen zwischen

2 bis 5 Pfennig die Druckzeile, und da kann man dabei gewiß keine Reichtümer sammeln. Und wenn meine Frau hin und wieder ein Landschaftsbild aus der Kaschubei verkaufte, so reichte das gerade noch zur Begleichung der Rechnung für Farben und Leinwand.

Nun war es mir von Anfang an klar, daß man die Leute mit Verträgen, daß man ihnen den Lohn auszahlt, wenn die Sachen verkauft seien, nicht hinhalten konnte. Das ist auch eine geschäftliche Unmöglichkeit. Erfahrungsgemäß gehen einige Sachen sofort ab, während andere Stücke, die vielleicht besonders schön sind, an drei bis vier Jahre einliegen, und man kann unmöglich die Leute so lange warten lassen. — Wo es sich um die Wiederbelebung kleiner, selbständiger Betriebe handelt, wie z. B. bei der Töpferei, da kann man die Sorge um den Absatz dem Meister selbst überlassen. — So hatte ich dem Töpfer zu Anfang einige direkte Aufträge gegeben. Jetzt sorgt er selbst für den Vertrieb, und ich ermöglihe ihm nur, sich hin und wieder an Ausstellungen zu beteiligen.

Hätte ich aber in Sanddorf den Flechtern und den Stickerinnen die Sorge um den Vertrieb allein überlassen, so wäre damit schon in den Anfängen die Sache in sich selbst erstickt. Denn in den ersten acht Jahren meiner Amtszeit in Sanddorf kam nicht ein einziger Tourist in die Gegend.

Es war also durchaus geboten, den Leuten die Sachen abzunehmen und sie für die Arbeit entsprechend zu entlohnen.

Um das zu ermöglichen, ließ ich mir 100 Mark. Selbstverständlich gab ich den Zweck nicht an, denn auf die Wiederbelebung des Hausfleißes hätte ich damals nicht einen roten Heller erhalten. Das war das erste „Betriebskapital“ zum Ankauf der Garne für die Weberei und zur Entlohnung der Frauen, Mädchen und Flechter.

Ein so geringer Betrag genügte für den Anfang, da hier keine kostspieligen Löhne für die Leiterin, für die Musterentwürfe, für die Zeichenlehrerin zu zahlen waren, da meine Frau alle diese Arbeiten umsonst leistete. Immerhin konnten aber erst ganz wenige Stickerinnen und Flechter beschäftigt werden. Für mich, als „kaufmännischen Leiter“, blieb nun das schwierige Problem zu lösen, die Sachen so günstig zu verkaufen, daß die Arbeiter einen annehmbaren Verdienst hatten, daß die Geschäftskosten gedeckt wurden, und daß vor allem noch ein kleiner Ueberschuß übrig blieb, zur Erweiterung des „Betriebes“. Nun hatte ich das Glück und die Genugtuung, daß Freunde und Bekannte, denen ich die Sachen zeigte, nicht nur davon entzückt und begeistert waren, sondern vor allem die Stickereien und Flechtereien kauften. So hatte ich wieder Geld und konnte weiterarbeiten lassen.

Die Entwicklung ging aber dabei äußerst langsam. Es war eine „kaufmännische Stümperei“. Es fehlte Geld und wieder Geld, und aus meiner Privatkasse konnte ich keine großen Zuschüsse machen. Wegen der Abgeschlossenheit der Ortschaft und dem Mangel jeden Fremdenverkehrs gestaltete sich der Vertrieb äußerst schwerfällig und kostspielig, da der Verkauf sich nur auf Auswahlsendungen beschränkte. — Als die

Leute sahen, daß ihnen ihrer Hände Arbeit etwas einbrachte, so wollten alle Beschäftigung haben, und es war nicht angängig, den einen und den anderen auszuschließen, da sie alle gleich arm waren und jedem auch der bescheidenste Verdienst nottat.



Abb. 21. Riesenwachholder am Weitsee.

In meiner größten Ratlosigkeit kam die Hilfe. Unsere Bestrebungen wurden allmählich in weiteren Kreisen bekannt, und eine hochherzige Dame — bezeichnenderweise aus den Kreisen des Großgrundbesitzes, wo man in erster Zeit unseren Bestrebungen zur Wiederbelebung des Hausfleisches nicht gerade sympathisch gegenüberstand — stellte uns im Jahre 1909 ohne jede fremde Bürgschaft ein nennenswertes Kapital zu äußerst günstigen Bedingungen zur Verfügung. Noch mehr fällt es ins Gewicht, daß die Dame eine Ostpreukin war, (d. h. sie war dort begütert, stammte aber aus Hamburg), stand also den hiesigen Verhältnissen in der Kassa bei völlig fremd gegenüber, ja sie kannte nicht einmal die Gegend.

Mit einem Schlage hatte sich die Situation geändert. Wir konnten den nächsten Winter etwa 30 Frauen, Mädchen und Männern in der Weberei, Sticerei und Flechtereier Beschäftigung geben. — Ich konnte später auch Webstühle neuen Systems anschaffen und einen mehrwöchigen Webekursus abhalten.

Nun entbehrt es nicht einer gewissen Komik, welchen Eindruck dieser plötzliche Aufschwung auf die nächste Umgebung machte. Unsere Dörfiler machten sich darüber keine großen Sorgen. Sie hatten ihren annehmbaren Winterverdienst und freuten sich, daß ihre Erzeugnisse überall so großen Beifall fanden. Ein Teil meiner Kollegen, die



Abb. 22. Kiefern am Flusse.

Förster, die Pfarrer, kleinere Gutsbesitzer stempelten mich aber zu einem ganz gerissenen „Kaufmannsgenie“, der unter dem Deckmantel der Wohlfahrtspflege großartige Privatgeschäfte machte. Die vermeintlichen Einnahmen, die mir daraus zufließen sollten, stiegen ins Unermeßliche. Und weil ich und meine Frau uns wegen der beispiellosen Unverständlichkeit, die man uns in jenen Kreisen entgegenbrachte, und wir auch vollauf beschäftigt waren, daß wir zum geselligen Verkehr keine Zeit übrig hatten, völlig reserviert hielten und nur für unsere Arbeit lebten, so stiegen die Vermutungen geradezu ins Phantastische.

Daß es den Herren mit ihren Ansichten völlig ernst war, sah ich bei der nächsten Steuerveranlagung. In der Sitzung der Voreinschätzungskommission, in der ein Oberförster den Vorsitz führte und einige Förster aus den Nachbardörfern als Mitglieder fungierten, wurde ich, sage und schreibe, mit 3000 M. Reben einnahmen

aus dem „Geschäft“ in Ansatz gebracht. Und dabei sind die Herren der festen Ueberzeugung gewesen, daß sie mich noch äußerst niedrig einschätzten. Ein jeder von ihnen tagierte meine tatsächlichen Einnahmen aus dem „Geschäft“ gut auf das Doppelte.

Das Vertrauen, das man meinem „Geschäftsgenie“ entgegenbrachte, imponierte mir so sehr, daß ich mich darüber unmöglich ärgern konnte. — Wie dankbar wäre ich den Herren gewesen, wenn sie recht gehabt hätten. Aber als ich einen Ueberschlag machte, da war ich enttäuscht, sehr enttäuscht. Betrug doch erst der Jahresumsatz, also die Bruttoeinnahme kaum 3000 Mark, und dabei hatte ich mit dem von der erwähnten Dame mir zur Verfügung gestellten Kapital und meinen persönlichen Einlagen rund 3000 Mark in die Sache eingesteckt.

Selbstverständlich schlug die Steuerveranlagungskommission unter Vorsitz des Herrn Landrats, der über meine Bestrebungen genau informiert war und sie in jeder Beziehung förderte, die Nebeneinnahme aus dem „Geschäft“ nieder.

Dies „Steuerkuriosum“ führe ich hier an, um zu zeigen, welches „Verständnis“ man in gewissen Kreisen den Wohlfahrtseinrichtungen entgegenbringt. Ehe man eine Arbeit leistet, fragt man erst: „Ja, was bekomme ich dafür?“ Und von dem Standpunkte aus beurteilt man andere. — Ich kann es heute völlig verstehen, daß man in jenen Kreisen sich nicht einmal träumen ließ, daß es Menschen geben könne, die in ihrem Idealismus und ihrer Begeisterung für eine Idee so weit gehen, eine Arbeit nicht nur jahrelang umsonst zu leisten, sondern noch materielle Opfer zu bringen.

Und noch auf eine Seite möchte ich hinweisen, die der geschäftliche Organisator nicht unbeachtet lassen darf. Als die Erzeugnisse der Sanddorfer Stidereien Verbreitung und lebhaften Absatz fanden, da wurde meine Frau geradezu mit Anfragen nach Mustern und aufgezeichneten Sachen überschwemmt. Wir hätten ein glänzendes Geschäft daraus machen können.

Wenn aber meine Frau sich nur für den Entwurf bezahlen ließ, und die Damen die Stiderei selbst ausführten, dann wäre ja der ganze Zweck der Wohlfahrtseinrichtung, den Dorf mädchen Verdienst zu verschaffen, verfehlt. Immer wieder mußte ich darauf hinweisen, daß meine Frau nur für die Dorf mädchen die Muster und Entwürfe, und zwar unentgeltlich, machte. Wer die Sache fördern wolle, der müsse die gewünschte Arbeit durch die Dorf mädchen auch ausführen lassen. Man sollte meinen, daß das so klar und einleuchtend ist, daß es jedermann einsehen müßte. Doch weit gefehlt. In vielen Fällen hat man die Ablehnung sogar sehr übel aufgenommen.

Weit schlimmer war aber die direkte geschäftliche Ausbeutung. — Daß einige Damen sich von einem gekauften Stück das Muster abzeichnen und es ein zweites Mal selbst stiden, dagegen ist nicht viel einzuwenden. Darin liegt in den seltensten Fällen wohl das Bewußtsein, die armen Dorf mädchen im Verdienst zu schädigen. Es ist gewöhnlich die Freude an dem Muster, an der Art, und viele Damen

mögen sich eben gern mit einer geschmackvollen Arbeit beschäftigen. Oft wird dadurch, wenn auch indirekt, die Sache vielleicht gefördert. Es finden sich aber auch Personen (aber durchaus keine Dorffrauen und Landarbeiterinnen, sondern eine sog. „Intelligenz“), die die Muster nachzeichnen, sie selbst sticken und dann unter der Hand als Sanddorfer Stickerereien verkaufen. Gegen solche Auswüchse kann man sich nicht anders wehren, als daß man besondere Muster und Entwürfe unter Musterschutz stellt, was wir auch tun ließen. Dadurch kann man



Abb. 23. Das Kreuz in der Heide.

wenigstens vorbeugen, daß die Schädigung der Arbeiterinnen nicht öffentlich und in großem Umfange geschehen kann. — Wenn ich gegen die unberechtigten Nachahmungen auftrete, erblicken darin manche sogar einen „Konkurrenzneid“. Die Schaffung des Hausfleißes in Sanddorf als Winterfüllarbeit nehmen wir gewiß für uns in Anspruch. Denn ehe jemand in der Gegend sich mit diesen Fragen überhaupt beschäftigte, hatten wir schon reichlich praktische Arbeit geleistet. Obwohl die Muster sich auf der alten bodenständigen Volkskunst aufbauen, so sind sie zum größten Teil doch Originale, deren Urheberrecht meiner Frau zusteht. Trotzdem stelle ich diese Originale und meine langjährige Erfahrung überall da kostenlos zur Verfügung, wo es sich darum handelt, landwirtschaftlichen Arbeitern während der arbeitslosen Wintermonate Verdienst zu verschaffen. Selbst-

verständlich muß ich mir die Kontrolle darüber vorbehalten, daß die Sache auch im Sinne unserer Bestrebungen geführt wird. Es ist nicht um meinetwillen, denn mir erwächst dadurch nur erneute Arbeit, sondern um der Sache willen, die ich vor Verflachung schützen will.

Nun haben wir allerdings in den weitesten maßgebenden Kreisen das allergrößte Verständnis für unsere Bestrebungen gefunden. In der ersten Zeit waren wohl die Erzeugnisse kaum über den engsten Heimatkreis bekannt, bis in der Zeitschrift „Die Landindustrie“, Berlin, ein größerer Bericht erschien, der in verschiedene andere Zeitungen übernommen wurde. Daraufhin gingen Anfragen ein, und wir stellten Auswahlendungen zur Verfügung. Der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, insbesondere Professor Sohnren, zeigte von Anfang an ein reges Interesse für unsere Bestrebungen. Er vermittelte Ausstellungen in Düsseldorf, Stuttgart, Meiningen und sorgte dadurch für neue Absatzquellen. Die Schriftstellerin Marie Heller, Berlin, schrieb illustrierte Artikel fürs „Daheim“, für die „Gartenlaube“ und einen Aufsatz für die „Kölnische Volkszeitung“. „Belhagen u. Klafings Monatshefte“ und die „Frauentkunst im Hause“ brachten farbige Illustrationen. In der „Gutsfrau“, im „Land“, in der „Deutschen Frau“ erschienen Berichte. Die Tagespresse, namentlich auch die Provinzzeitungen, taten das übrige, so daß wir uns in dieser Hinsicht über Mangel an Beachtung nicht beklagen können. Gleich zu Anfang unserer Bestrebungen waren der Herr Regierungspräsident von Jarosky und Herr Landrat Trüstedt erschienen, um sich an Ort und Stelle zu informieren.

Auf Anregung Ihrer Exzellenz der Frau Oberpräsident von Westpreußen, von Jagow, beteiligten wir uns an der Internationalen Ausstellung für Volkskunst, die der „Deutsche Lyceum-Klub“ in der Zeit vom 20. Januar bis 28. Februar 1909 in Berlin veranstaltete. Die Bestrebungen haben dadurch eine nachhaltige Förderung erfahren, und wir sind mit der ständigen Volkskunstabteilung in Berlin in dauernder Verbindung geblieben. Tatkräftige und nachhaltige Förderer haben wir in Herrn und Frau Landrat Trüstedt unseres Kreises Berent gefunden. Eine hochherzige Gönnerin, die mit der Entwicklung des Sanddorfer Hausfleißes stets an erster Stelle genannt werden wird, ist Frau Rittergutsbesitzer B. Schilke geb. Möller auf Ganshorn in Ostpreußen, jetzt in Berlin. Die Dame hat mit ihrem feinen ausgeprägten Verständnis für Volkskunst und Volkswohlfahrt die Zweckmäßigkeit und Lebensfähigkeit unserer Bestrebungen erkannt und jederzeit unsere Arbeit in weitgehendstem Maße unterstützt, wofür ihr der herzlichste Dank gebührt. Auch der Dürerbund hatte wiederholt die Erzeugnisse im Dürerhaus zu Dresden ausgestellt und immer wieder empfehlend darauf hingewiesen und neue Verkaufsmöglichkeiten geschaffen.

Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft in Berlin hat für ihre 26. Wanderausstellung in Straßburg i. Elsaß 1913 zum ersten Male ein Preisausschreiben für hauswerkliche Erzeugnisse von Landarbeitern erlassen. Wir wurden dazu eingeladen. Es entfielen auf unser Dorf drei erste Geldpreise, und zwar für die Stickerie 50 Mark, für die

Flechtereie 40 Mark und für die Kegelstriderei 30 Mark. Das Geld ging direkt den Arbeitern in bar zu.

Im Herbst 1913 waren der Herr Regierungspräsident Förster aus Danzig und Herr Landrat Trüstedt zur Besichtigung in Sanddorf. Der Herr Regierungspräsident zeigte für die Bestrebungen dankenswertes Interesse und sucht nach Möglichkeit die Sache zu fördern.

Durch Vermittlung Ihrer Exzellenz Frau General v. Madensens-Danzig wurden die Stickerieen vor Weihnachten 1913 Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin vorgelegt und fanden lebhaften Beifall.

Eine besondere Anerkennung unserer Bestrebungen wurde uns im Februar 1914 in Berlin zuteil, als wir Ihrer Majestät der Kaiserin vorgestellt wurden. Die Hohe Frau ließ sich eingehend über unsere Bestrebungen berichten und unterstützte sie durch namhafte Ankäufe.

So wurden unseren Bestrebungen die Wege geebnet. Und was den Mädchen erst ein angenehmer Zeitvertreib war, bildet jetzt eine beachtenswerte Einnahmequelle, die die Not der Leute in der Winterzeit lindert. Heute hat das ganze Dorf, Männer und Knaben, Frauen und Mädchen hinreichend Winterarbeit und lohnenden Verdienst. Bedenkt man, daß in früheren Jahren Monate hindurch nicht ein Pfennig ins Dorf kam, so wird man beurteilen können, welchen Segen es bringt, wenn jetzt der durchschnittliche Monatsverdienst in den Hausfleißarbeiten in Sanddorf rund 500 Mark beträgt. Was das für einen Ort in der Kaschubei von 200 Einwohnern bedeutet, kann nur der ermessen, der die trostlosen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen gelernt hat.

10. Hausfleiß und Landwirtschaft.

Die Industrialisierung des Landes hat an sich ihre starken Gegner in den Kreisen der Grundbesitzer und gewiß nicht mit Unrecht. Die Bestrebungen jedoch, die wir pflegen, haben gerade bei den Landwirten Verständnis gefunden und sich viele Freunde erworben. Wir bezwecken auch nichts weiter, als einen Ausgleich in der Verdienstmöglichkeit der landwirtschaftlichen Arbeiter zu schaffen. Wir wollen nur den Landfrauen, Mädchen und Männern einen Verdienst in der Zeit verschaffen, in der sie anderweitig absolut keine Arbeit finden können. Dagegen können wohl nicht einmal die Hausfrauen etwas einwenden, die über Dienstbotennot klagen. Schon in dem kleinen Sanddorf sind an zwanzig schulentlassene Arbeitermädchen. In der Kaschubei allein sind Hunderte von Dörfern, die einen weit größeren Ueberschuß haben. In dem Kirchspiel Gr.-Schliewitz in der Tuchler Heide mit 11 000 Seelen sind nach einer Statistik des dortigen Pfarrers über 1400 Saisonarbeiter, also Mädchen, Burschen und Männer, die alljährlich im Frühjahr auf Außenarbeit gehen und im Herbst zurückkehren; darunter sind zum mindesten 500 bis 600 Mädchen. Wo

sollte man sie, nur aus einem Kirchspiel, als Dienstboten auf dem Lande unterbringen? Man müßte sie schon mit Gewalt in die Städte abschieben. Gesezt aber den Fall: wir bringen die Mädchen im Dienst unter. Was dann? Woher wollen dann die Güter für die Zeit der Getreide- und Rübenernte ihre Arbeitskräfte nehmen? Mit solch einseitigen Ansichten kommen wir der Lösung der Landarbeiterfrage nicht näher. Wir können durchaus unsere freien landwirtschaftlichen Arbeiter im Osten nicht entbehren. Es steht fest, daß in neun von zehn Fällen der Landarbeiter den Osten verläßt, weil er keine fortdauernde Arbeit findet.



Abb. 24. Heidestimmung.

Der Industriearbeiter im Westen hat mit rund 300 Arbeits- und Verdiensttagen zu rechnen. Der freie landwirtschaftliche Arbeiter im Osten (ausgenommen der in festem Dienstverhältnis stehenden Deputatarbeiter auf den Gütern) aber nur kaum mit durchschnittlich 150 Tagen. Das fällt bei der heutigen wirtschaftlichen Verteuerung der Lebensmittelverhältnisse stark ins Gewicht. Selbst auf dem entlegensten Dorfe sind die Wohnungen teurer, der Bauer gibt nicht unentgeltlich Kartoffelland her, wie es früher üblich war. Holz und Streu kann man sich auch nicht mehr so bequem „zusammenstellen“, wie früher, da viele Wälder abgeholzt sind.

Deshalb wandert der Landarbeiter ab.

Wenn es uns gelingen würde, für den Landarbeiter im Osten eine das ganze Jahr währende Verdienstmöglichkeit zu schaffen, so wären wir der Lösung der Landarbeiterfrage weit näher.

Erfreulicherweise beginnen die Herren vom Großgrundbesitz sich praktisch mit einer derartigen Lösung der Landarbeiterfrage zu beschäftigen. Ich weise nur auf das eine Beispiel des Rittergutsbesitzers v. Schöning auf Muscherin in Pommern und die von ihm veranlaßte Einführung der Handweberei als Winterbeschäftigung auf seinem Gute hin. Das Resultat ist ein außerordentlich günstiges. Danach ist es gelungen, die Zahl der ständigen Arbeiter auf dem Gute so weit zu erhöhen, daß die ausländischen Schnitter fast entbehrlich geworden sind. Die im Winter überflüssigen Arbeitskräfte werden in häuslichen Nebenbetrieben beschäftigt.

Ich möchte hierbei auch auf die Verhältnisse in Sanddorf hinweisen. Seit der Einführung des Hausfleißes sind die Leute seßhafter geworden. Sie wandern nicht mehr nach den Fabrikorten des Westens ab. Sie haben im Winter ihren häuslichen Verdienst und im Frühjahr gehen sie zum überwiegenden Teil in die Weichselniederung zur Feldarbeit. Sie bleiben also ganz der heimischen Landwirtschaft erhalten. Die Einwohnerzahl stieg in den letzten Jahren von 160 auf 228.

Es sind namentlich auch in Ostpreußen Versuche zur Wiederbelebung des ländlichen Hausfleißes angestellt. Und stets mit dem gleichen günstigen Resultat.

Es sind immerhin nur Versuche von mehr lokaler Bedeutung. Die Fragen sind in dieser Hinsicht noch so wenig geklärt, daß viele, die wirklich den besten Willen haben, Winterfüllarbeit für ihre Arbeiter zu schaffen, über die Art der Wege und Ziele keinen Rat wissen.

Nur zu oft habe ich die Erfahrung gemacht, daß man bei der Einführung von Winterfüllarbeit an Einrichtungen denkt, die sich irgendwo bereits bewährt haben. Wenn Stickereien, Webereien, Flechtereien, Filet-Arbeiten bestimmter Art an dem einen und dem andern Ort von Erfolg sind, so ist es nicht immer gesagt, daß ihre Einführung überall angebracht ist. Man muß in erster Linie das Nächstliegende, das Heimische berücksichtigen. Wo bodenständige Techniken aber nicht bekannt sind, wie z. B. in den Kolonistendörfern, da werden bei der Einführung des Hausfleißes stets praktische und gehaltliche Gesichtspunkte den Ausschlag geben.



Abb. 25. Gestricke Kissenplatte.



Vom Verfasser des vorliegenden Buches **Seefried Gulowski**
erschien:

Von einem unbekanntem Volke in Deutschland

Ein Beitrag zur Volks- und Landeskunde der Kaschubei.
Mit einem Geleitwort von **Professor H. Sohnrey**.

88 Abbildungen, 2 Tafeln mit 28 Zeichnungen, 13 Grundrisse und
12 Singstimmen.

Geheftet 4.— M., gebunden 5.— M.

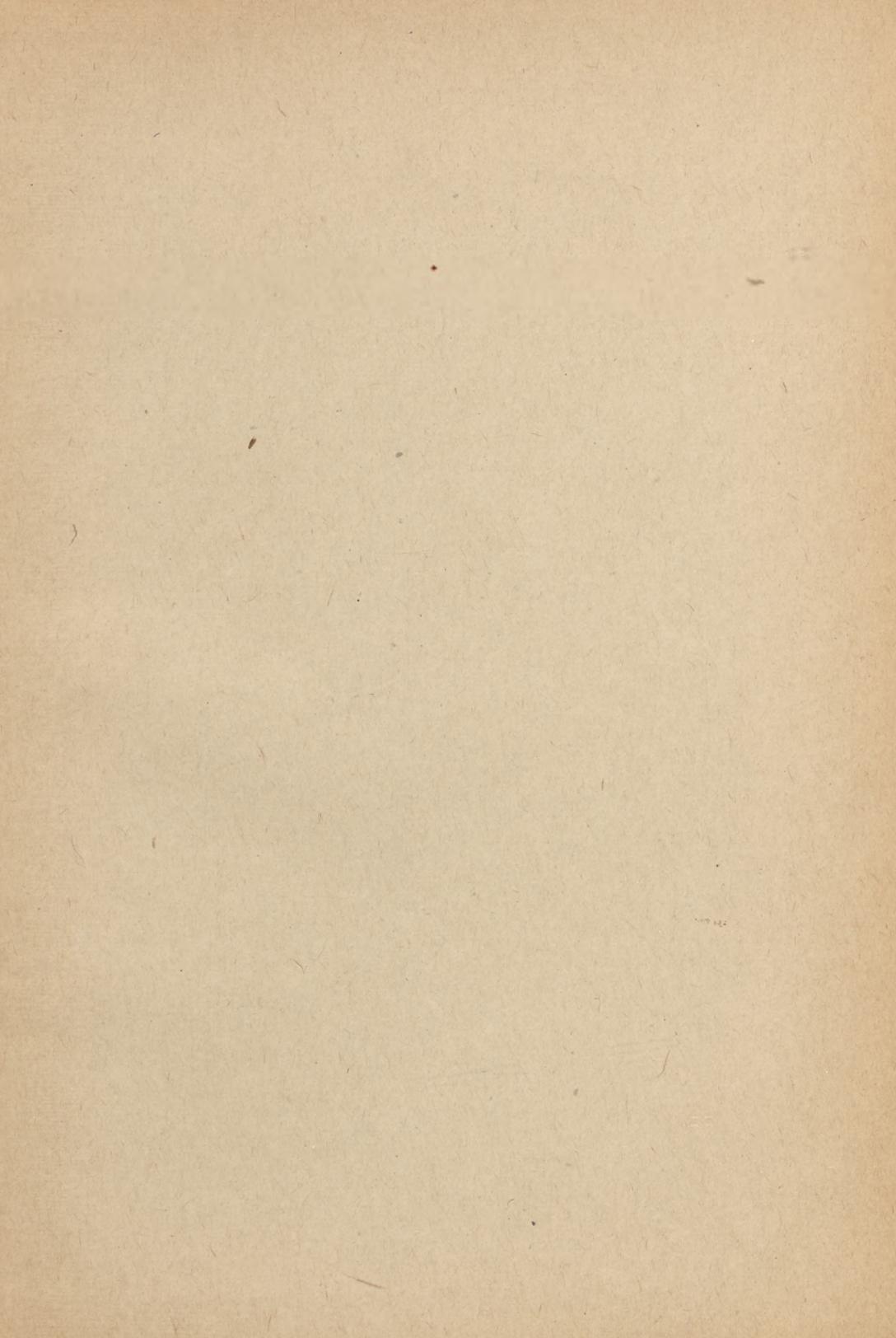
Urteile:

„**Königsb. Allg. Ztg.**“: In ein verträumtes Dichter- und Malerland führt uns dies Buch, das eine sehr dankenswerte Bereicherung volkskundlicher Literatur bedeutet. Eine reiche Fülle von Stoff ist in dem kleinen Werke geborgen. Wort und Bild führen den Leser kreuz und quer durch das Land der Kaschuben und lehren ihn dieses Volkes Daseinsäußerungen bis in die intimsten Einzelheiten kennen.

Vielseitigkeit, freier Blick und das warme, mitempfindende Herz des Verfassers machen das Buch besonders anziehend.

„**Pommersche Blätter**“:

„ . . . ein Prachtwerk nach Inhalt und Ausstattung, das die wärmste Empfehlung verdient, nicht allein weil es ein geographisches Quellenstück bester Art darstellt, sondern vor allem, weil es dem bodenständigen Landlehrer in vorbildlicher Weise zeigt, wie er im Sinne Diesterwegs in dem ihm zugewiesenen Kreise sich als Forscher betätigen und als wahrer Volkserzieher die im Volke schlummernden Kräfte wecken und zur Erringung innerer und äußerer Wohlfahrt fördern kann.



BIBLIOTEKA
UNIwersytecka
Gdańsk

378825

378826

nie wypożycza się do domu

Biblioteka Główna UG



100057640